

DER BAKONY

VON BÉLA HAMVAS

Bakony heisst eine waldige Gebirgskette, die sich parallel zum Plattensee im westlichen Teile Ungarns dahinzieht. Der Ursprung des Wortes ist nicht näher bekannt. Aber wenn der Ungar das Wort Bakony hört, denkt er zunächst nicht an dieses Gebirge, sondern an den Wald darin. Das Wort enthält eine ganze Mythologie. Dies war seit tausend Jahren der Ort, wohin sich der wilde und ungebändigte Mensch zurückzog, wo er sich verborgen hielt. Zur Zeit Stefans des Heiligen flüchtete sich der Heidenführer Koppány hieher, um so dem Christentum zu entgehen. Hieher flohen auch die letzten Wegebummeler und Strassenräuber gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts. Und seit Stefan dem Heiligen bis zum vergangenen Jahrhundert hatte der wilde Bakonyerwald immer den Aufrührer geborgen. Das ist die Bedeutung des Bakonyerwaldes, das ist der Bakony-Mythos des Ungarn, die dichte Wildnis, die allen, die mit der Welt in Zwiespalt leben, Zuflucht gewährt. Besonders aber dem, der sich gegen die Regierungsgewalt auflehnte, aus Sehnsucht nach Unabhängigkeit und aus Liebe zur Freiheit, aus extremem Individualismus, da er den revolutionären Geist des persönlichen Ichs nicht unterdrücken konnte. Dunkel und dicht war die Wildnis, mit vielen geheimnisvollen Höhlen und Abgründen, versteckten, schwer zu erreichenden Tälern. Wer die Welt und wen die Welt nicht verstehen kann, flieht hieher. Hier, zwischen den Bergen ist noch alles in elementarem Urzustand; daher kommen Menschen hieher, in denen noch elementare Kraft lebt.

Betritt man den Bakonyerwald, so fühlt man diese elementare Gewalt gleich. Die Bewohner sind schlichter, unzivilisierter als jeder andere Menschentyp in jedem anderen Landesteil. Dunkel und geheimnisvoll sind die Täler. Die Bäume, die hier wachsen, sind Titanen mit riesigen Kronen. Nichts ist leichter, als sich im Bakony zu verirren. Nicht darum, weil er äusserst spärlich bewohnt ist, die Niederlassungen weit zerstreut und in der Wildnis kaum einige Wege zu finden sind, sondern vor allem darum, weil der Wald wie ein Dschungel verwirrend ist. Nach einiger Wanderung verliert man in dem immer gleichen Dunkel des Waldes und dessen dunkelbraunem Boden seinen Orientie-

rungsinn. Hier walten Kräfte, gegen die sich der Mensch vergebens mit Karte und Kompass rüstet. Der Mythos des Bakony ist der Urwald, die menschenlose, heidnische dunkel-rätselvolle Wildnis, voll lauernder Gefahren, von unerwarteter Wildheit und verwirrendem Dickicht.

Der erste Eindruck, den ich von dem Gebirge und seinem Wald erhielt, entsprach diesem Mythos vollkommen. Und jeder, mit dem ich später über den Bakony sprach, erlebte das Gleiche. Überall zeigt sich irgendwie die elementare, menschenlose Natur in ihrer furchterregenden, oft gefährlichen Gestalt. Seinerzeit ging ich als Student, im Hochsommer 1920 in den Wald, mit Lebensmitteln für einige Tage im Rucksack. Ich hatte die Absicht, im Walde zu schlafen. So dachte ich mir die Sache, recht romantisch, aber auch darum, weil ich dies auf Ausflügen schon öfter tat. Nun wollte ich das Gleiche im Bakony versuchen. Am Nachmittag kam ich bis *Nagyvázsony* und wollte den nächsten Berg ersteigen. Besonders lockte mich der Kab-Berg mit seiner vulkanischen Form; auf diesem wollte ich die Nacht verbringen.

Das Wetter war mild, Windstille herrschte. Erhitzt kam ich bei Einbruch der Dämmerung auf der Höhe an, trocknete meine Kleider und begann zu essen. Ich war zu müde, um Feuer zu machen und ass von meinen Vorräten aus dem Rucksack. Dann sammelte ich trockenes Gras unter einem Baum, legte mich und da es noch hell genug war, nahm ich mein Buch in die Hand und begann zu lesen. Ich vertiefte mich in das vierzehnte Kapitel der Bekenntnisse *Rousseaus*, aber der Schlaf drückte mich sehr.

Der Himmel war schon ganz dunkel; ich legte das Buch weg. Da hörte ich unten im Tal ein heiseres Bellen. Rasch kam es näher, von Jaulen begleitet. Ich kannte diese Töne von früher. Einmal gehört vergisst man sie nimmer. Es war das Heulen von Wölfen. Aufrichtig gesagt, hatte ich ziemlich Angst. Ich war sechs Wegstunden von dem nächsten bewohnten Ort, allein im wilden Wald, auf Bergeshöhe, ohne Waffe, nur mit einem Bergstock gerüstet. An den Schlaf dachte ich wohl nicht mehr. Immer näher kam das Heulen, es war mir, als hörte ich das Brechen der Zweige aus derselben Richtung, aus der ich heraufkam. Sie verfolgen meine Spur und suchen mich, dachte ich. Im Nu warf ich meine Sachen in den Rucksack und kletterte, Schande hin, Schande her, so schnell wie möglich auf den Baum. Es war zum Glück eine ziemlich hohe Eiche. In zwei Minuten waren die Wölfe da. Wie viel es waren, weiss ich nicht, gewiss mehr als einer. Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Sie stürzten sich dorthin, wo ich gelegen hatte, blickten zu mir herauf, in ihren Augen gleisste das grüne Licht. Sie brumnten, schnauften, gähnten. Eine Zeit waren sie verschwun-

den, dann aber kamen sie zurück und lauerten bis zum Morgen. Bei Sonnenaufgang waren sie auf einmal verschwunden.

Viele zweifelten an der Wahrheit meines Abenteuers. Man hielt es für unmöglich, dass es in Ungarn Wölfe gäbe, und diese versuchen sollten, einen Menschen anzugreifen, noch dazu im Sommer. Eine Zeit sprach ich nicht mehr darüber, da ich fürchtete, ausgelacht zu werden. Später rechtfertigte mich ein Förster, der erzählte, dass nach dem Weltkrieg, niemand weiss wie, in der Tat Wölfe im Bakony erschienen, die sich freilich auch vermehrten. Zwar sah er selbst keinen einzigen, aber ein staatlicher Förster erlegte einen aus dem Rudel. Auch hörte er, dass Bauern einige Wölfe erschlugen; die übrigen verschwanden. Heute gibt es sicher keine Wölfe mehr im Gebirge. Umsomehr andere Raubtiere, Füchse, Luchse, Wildkatzen.

Dies war mein erstes Erlebnis in der Urwildnis des Bakonyerwaldes. Und so oft ich den Wald auch nur vom Weiten sehe, erwacht in mir immer die Stimmung jener Nacht: ich sitze auf der hohen Eiche und unter mir schnuppern die Bestien. In den Bäumen weht der leise Nachtwind, sonst herrscht unendliche Stille. Weit und breit keine Spur menschlichen Lebens. Damals erlebte ich, was ein Urwald ist.

Zu dieser Zeit waren die Turisten noch ziemlich unbekannt. Niemand verstand, was ich eigentlich wollte, als ich mit meinem Rucksack und Bergstock durch die Dörfer ging, um Milch bat oder Brot kaufte. Lebensmittel gaben die Leute gerne, Unterkunft aber nicht. Sie waren misstrauisch. Vergebens erklärte ich ihnen, dass ich nur die Gegend durchstreifen, die Schönheit der Natur, die Berge und Wälder geniessen will, sie glaubten es nicht. Was sieht man denn in einem Walde? Eine alte Frau bewirtete mich in freundlicher Weise, aber nur um mir zu entnehmen, wer ich sei und was ich verkaufen wolle. Sie hielt mich für einen Agenten.

Das gefährliche und etwas beschämende Abenteuer des ersten Besuches nahm mir indessen nicht die Lust zu weiteren Ausflügen; im Gegenteil. Damals wanderte ich nur ziellos ins Blaue, später durchstreifte ich den ganzen Bakonyerwald wiederholt planmässig. Ich lernte die unberührte Natur in ihrer Wildheit kennen, wie man sie heute nirgends mehr im Lande finden kann. Und so oft ich in den Bakonyerwald ging, traf ich immer wieder diese urwüchsige Kraft. Allerdings versucht die heutige Welt alles, diese Kraft zu brechen; so stirbt der Wald mehr und mehr aus. Kam ich in letzter Zeit in den Wald, musste ich immer über die Kahlheit eines Bergrückens, eines einst dichten Tales trauern. Ich kannte noch die stattlichen Buchen und Eichen, in deren Schatten man stundenlang wandern konnte, ohne

jemandem zu begegnen. Die Bäume werden auf grossen Gebieten ausgerottet, wodurch oft das Grundgestein des Gebirges, der kalkhaltige Karst aufbricht. Auf der Hochebene von Veszprém z. B., wo der Wald schon früher gerodet wurde, gelang es nicht mehr einen neuen Wald aufzuforsten. Bevor die jungen Bäume aufgewachsen waren, trugen Wind und Regen die Erde fort und die Hochebene wurde kahler Fels; heute ist sie bereits an vielen Stellen karstig. Auch ist die Landschaft äusserst wasserarm. Oft muss man einen halben Tag gehen, um Trinkwasser zu finden. Dies ist der grösste Mangel des Bakony.

Aber die urtümliche Wildnis lässt sich nicht zähmen. Wo der Wald ausgerottet wird, entsteht eine Wüste, ebenso wild, wie der Wald. Auch die Witterung ist ungünstig. Im Winter ist der Nebel so dicht, dass man — hat man einmal den Weg verfehlt —, am besten abwartet, bis der Nebel aufsteigt, sonst verirrt man sich rettungslos. Der Rauhreif ist manchmal so dicht und schwer, dass er einen Leitungsdraht von fünf Millimeter Durchmesser zerreist. Ich hörte von Stürmen, die Eisengerüste aus ihrem Betonbett herausrissen. Das Gewitter im Bakony ist gewaltig. Ein einsam jagender Graf blieb einmal während eines Gewitters auf dem Stand. Von dem schauerlichen Donnern und von der Kraft des Blitzschlages wurde er angeblich in einigen Stunden ganz grau.

Aber gerade darum gewann ich den Bakony lieb und eben darum komme ich immer hierher, wenn ich nur einige Tage frei habe. Dies ist die einzige Landschaft Ungarns, wo man tagelang einsam wandern kann.

Diese Landschaft ist auch abwechslungsreich. Als ich zuletzt eine Woche hier wanderte, um das ganze Gebirge der Länge nach planmässig zu durchstreifen, wollte ich eben diese Vielfältigkeit kennenlernen. Jede Jahreszeit hat etwas Neues, am schönsten aber sind zweifellos die letzten Maitage. Der wasserarme Boden ist dann noch von Winterfeuchtigkeit vollgesogen und die Blumenpracht besonders in den tiefergelegenen Tälern wunderbar. Schwindel erfasst uns in den würzigen Duftwolken, der zwitschernde Vogelgesang berauscht. Silberleuchtet das Gras im üppigen Morgentau und der Himmel ist flammend blau. Tausend Käfer, Bienen und Falter summen und fliegen über den blühenden Wiesen, und langsam plätschernd schlängelt zwischen den Büschen das klare Bächlein dahin.

Wunderbar heiter war das Wetter, die milde Mailuft wehte lau, als ich in *Várpalota* aus dem Zuge stieg, um mich in Wald und Gebirge zu verlieren. *Várpalota* ist eine uralte Siedlung, die ihren Namen („Burgpalast“) von der angeblich hier gebauten Felsenburg des Hei-



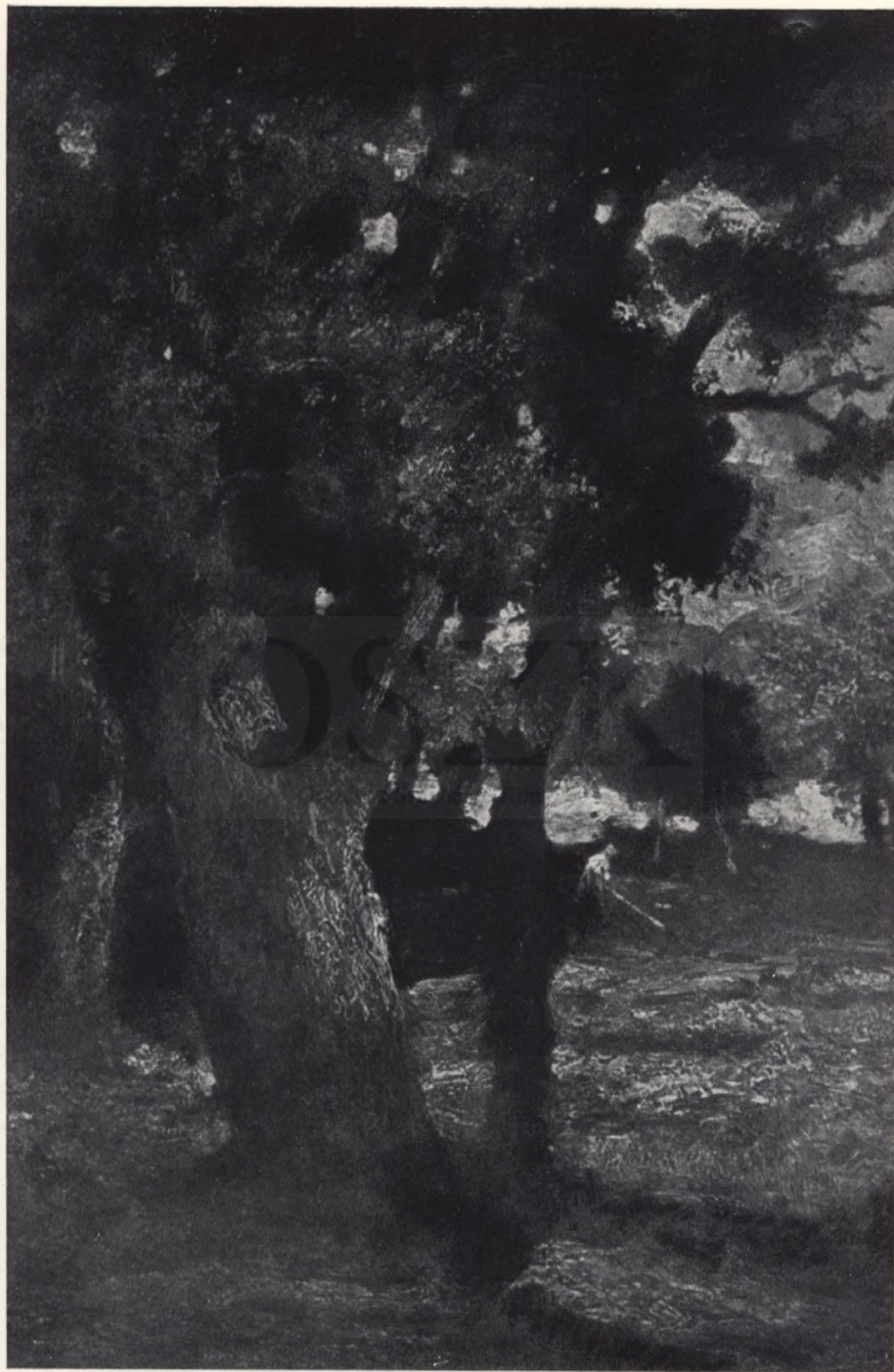
OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Buchen im Bakony. Gemälde von Ladislaus Paál

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

ligen Stefans erhielt. Tatsächlich steht in der Mitte der Gemeinde noch heute ein palastartiges Gebäude. Dies ist die einzige Sehenswürdigkeit des Städtchens. In seiner heutigen Form stammt der Bau wahrscheinlich aus der Mitte des 15. Jahrhunderts; er wurde mehrmals umgebaut und seine ursprüngliche Form ist kaum zu erkennen. Die Stadt selbst sagt nicht viel, doch hat sie immerhin historische Stimmung. In Ungarn, wo lange Zeit hindurch viele und mächtige fremde Kräfte das Land verwüsteten, sind Denkmäler aus frühen Zeiten grösstenteils verschwunden, selten trifft man ungetrübte Vergangenheit. Das älteste Denkmal, das wir aus der Zeit nach der Türkenherrschaft besitzen, stammt aus dem 18. Jahrhundert. Von den älteren Bauten blieben nur die Grundmauern übrig, oft aber weiss man nicht einmal mehr, wo diese sind. Die Architektur der ungarischen Vergangenheit liegt unter der Erde. Nur die Atmosphäre blieb erhalten, man fühlt, dass hier die Vergangenheit lebt. Und es ist gut, Stätten aufzusuchen, wo noch Spuren der Ahnen leben, wenn auch nur spärlich.

Hat man die Stadt durchquert, so erreicht man auf einem Weg zwischen kahlen Kalkfelsen ein enges Tal. Hier hat der Wanderer gleich Gelegenheit, ein Kennzeichen des Bakony kennenzulernen. Die Landschaft hat Phantasie. Man geht hier eine halbe Stunde in einem Tal, das ebenso in Bosnien oder sonst wo im Karst liegen könnte. Dann kommen nach und nach Bäume; sie werden immer grösser, das Laub immer dichter. Gewaltige Buchen, hie und da Linden und Eschen. Immer massiger werden die Baumstämme. Die brennende Hitze verwandelt sich in feuchte und kühle Waldluft. Hier hat die Landschaft wieder ganz anderen Charakter. Vorher wanderte man noch auf dem kalkigen Karst, nun aber ist es, als wäre man im Nibelungenwalde. Die grüngrauen, moosigen Steine an dem Weg zaubern in der dunstigen, grauen, nebeligen Luft die Umwelt der germanischen Mythologie herauf. Das Tal verengt sich, wird immer felsiger, steile Mauern steigen auf beiden Seiten empor. Lugt man durch die Bäume, so sieht man überall drohende, wilde Felsenblöcke, die oft auch den Weg versperren. Plötzlich erblickt man ein gewaltiges Felsenriff, darauf die Ruine eines Turmes. Der Fels heisst Bátorkő („Stein des Tapferen“). Angeblich wurde der Turm im 14. Jahrhundert erbaut, und gehörte zum Jagdschloss des Königs Matthias.

Nach etwa einer halben Stunde lichtet sich der Wald. Man merkt, dass die Stämme dünner, schliesslich ganz schlank werden. Bald kommt ein kleiner Hain. Verstreut stehen Bäume, krumme Eichen, aber man denkt, es seien Ölbäume. Die Landschaft ist so südlich, dass man die See sucht. Plötzlich glänzt Wasser zwischen den Bäumen.

Freilich nicht das Meer, nur ein kleiner See. An seinen Ufern weidet eine Schafherde — ganz eine griechische Landschaft.

In zwei Stunden hat man somit ein karstiges Felsental, den Nibelungenwald und eine attische Landschaft. Dies ist die wundervoll abwechslungsreiche Landschaft des Bakony.

Bald gelange ich auf einen Berg, der nach einer Geschichte von einem Hofnarren des Königs Matthias „Kasten des Markus“ heisst. Übrigens begegnet man den Spuren des grossen Königs überall im Bakony. Er hatte in dieser Gegend viele Jagdschlösser und Jagdhäuser und liebte es, hier zu jagen. Auf Schritt und Tritt trifft man Erinnerungen an ihn, Quellen, Höhlen, Bergspitzen, Täler, Felsen wurden nach ihm benannt. Irgendeine Beziehung mag zwischen ihm und dem Gebirge bestanden haben. Keine andere Nation besass je einen solchen Herrscher. Er vereinigte in sich den Herrscherwillen eines Pharaos, die Klugheit eines modernen Diplomaten, Kaltblütigkeit und Umsicht, den Wahrheitssinn eines Philosophen und den Geschmack eines Künstlers. Er war grosszügig wie Friedrich der Grosse, gewalttätig wie Peter der Grosse, klug und gebildet wie Papst Leo der X., Autokrat wie der Sonnenkönig, liebte das Abenteuer wie Richard Löwenherz, konnte herrschen wie Karl der Grosse, war gerecht wie Salomon, vornehm wie Augustus und liebte das Volk wie Harun al Raschid.

Der Weg führt weiter nach Tés. Es ist dies ein kleines Dorf auf einem Bergrücken, berühmt wegen seiner Windmühlen und des ständigen wehenden schneidenden Norwestwindes. Ein unangenehmer und zugiger Ort, in der Tat nur für Windmühlen geeignet. Ich verlasse ihn rasch, und gehe bergab durch einen jungen Eichenwald. Mein Ziel ist die Wiese unten im Tal, die mein grosses Landschaftserlebnis war. Als ich in den Bakony zu gehen beschloss, schwebte mir diese Wiese vor Augen. Der Wald öffnet sich und ich bin an meinem Ziel. Ich erinnere mich noch, als ich das erstemal hier war. Als ich aus dem Walde trat, fiel mir gleich das Gemälde Böcklins, „Gefilde der Seligen“ ein. Obwohl die Landschaft gar nicht diesem Bilde gleicht, ist es unmöglich, anders in Worte zu fassen, was sie bietet. Charakter, Stimmung, Geist sind dieselben. Ich empfand dies damals, als ich sie zum erstenmal erblickte, und auch jetzt, da ich alles wieder sehe. Über der Wiese mit ihrer blühenden Ruhe und strahlenden Heiterkeit, schwebt frisch und harmonisch ein seliges Gefühl von entzückender Lieblichkeit, man glaubt, die Wiese sei nicht hier auf Erden, sondern in den Gärten des Elysiums, wo Götter und Selige leben. Ich setze mich und bewundere die Blumen, atme den Duft der Gräser. Mein Entschluss steht fest, einmal auf mehrere Tage hierher zu kommen,

mit Zelt und Ausrüstung; dann will ich nicht aus dem Tal. Dann will ich mich an dieser Schönheit und überirdischen Ruhe sättigen.

Eine halbe Stunde vom „Gefilde der Seligen“ liegt ein anderer seltsamer Ort, „römisches Bad“ genannt. Angeblich stand hier wirklich ein Bad der Römer. Die vorher geschilderte Landschaft hat nichts Irdisches an sich, sie könnte weder in Italien, noch in der Schweiz oder in der Provence liegen. Das „römische Bad“ dagegen hat etwas grotesk Phantastisches, als ob es ein Stück aus dem nordamerikanischen Yellowstone-Park wäre. Die herabhängenden, moosigen Felsen sind sonderbar geformt, überall rieselt Wasser. Die Kluft ist düster, die Sonne unsichtbar. Über Felsenplatten stürzt der breite Bach, zwischen wildem Gestrüpp und nackten Wurzeln. Das ganze ist eher fesselnd als schön, traumhaft, aber beunruhigend, düster und furchterregend. Ich ruhe auf einer Felsenplatte und esse etwas; um mich der Wasserfall, die Wellen stürzen an mir vorbei.

Dann erhebe ich mich und setze meine Wanderung über den schmalen Waldpfad gegen das nächste Dorf, *Bakony* — fort.

Im Bakonyerwald gibt es nur zwei rein ungarische, alte Ortschaften. Die eine ist *Bakonybél*, eine alte Siedlung aus der Arpadenzeit, mit einer Abtei, die ihre Gründung bis zu dem ersten König zurückführt. Die andere ist *Szentgál*, wo König Matthias seine Jäger ansiedelte. Die übrigen Ortschaften, etwa zwanzig, sind teils slowakisch, überwiegend deutsch. In einzelnen Dörfern wohnen Deutsche und Ungarn gemischt, so z. B. in *Polány*, wo *Ungarisch-Polány* von Ungarn, *Deutsch-Polány* von Deutschen bewohnt wird. Das fruchtbare und reiche Tal, das die beiden Gebirgsketten des Bakony von einander scheidet, wird fast ausschliesslich von Deutschen bewohnt: *Bánd*, *Márkő*, *Herend*, *Városlőd*, *Ajka*. Ungarisch spricht nur die jüngere Generation. Die Deutschen wurden hier im 18. Jahrhundert durch die Habsburger angesiedelt. Vermutlich empfand man die Notwendigkeit, das rebellische, innerlich noch immer heidnische Ungartum des Bakony durch die friedliche, deutsche Bevölkerung im Gleichgewicht zu halten. So traten die Deutschen an die Stelle des Ungartums; der ursprüngliche magyarische Typ des Bakony ist heute fast völlig ausgestorben und lebt nur mehr als Mythos.

Im allgemeinen hält man die Ungarn für ein Volk, das nur in der Ebene lebt und sich nur dort wirklich heimisch fühlt. Auch Geschichte und Dichtung scheinen diese Annahme zu bestätigen. Doch konnte sich diese Auffassung nur darum ausbilden, weil niemand den ungarischen Gebirgsbewohner kennt. Hier aber trifft man ihn noch, allerdings selten, doch wer ihn einmal sieht, vergisst ihn nicht mehr. Der Ungar

des Bakonyerwaldes starb aus, bevor er hätte in Geschichte und Dichtung eingehen können. Vor zwei Generationen blühte und lebte dieser Typ noch, der Mensch des Bakonyerwaldes, der nicht zu zähmen, höchstens zu vernichten war. Nur hier und da findet man Aufzeichnungen über ihn, besonders bei Karl Eötvös, der so viele Geschichten aus dem Bakony erzählte.

Die Deutschen konnten sich, obwohl sie beinahe schon zweihundert Jahre hier sind, offensichtlich nicht einleben. Als ich zum erstenmal in die Gegend des Kab-Berges kam und hier die kleine Ortschaft *Urkut* fand, fiel mir die Unausgeglichenheit seiner Bewohner gleich ins Auge, obwohl ich weder von der Geschichte der deutschen Ansiedlung, noch davon etwas wusste, dass hier Deutsche wohnen. Ich war der Überzeugung, der Bakony sei rein magyarisch — wie könnte es auch anders sein? Wie könnte im Land des Heiden Koppány und der Rebellen eine andere Sprache als die ungarische herrschen? Die Deutschen passen nicht hierher. Landschaft, Boden, Wald und Klima sind ihnen zu wild und zu rau.

Gewiss gibt es in der Weltgeschichte manche Beispiele für die Assimilation. Auf der Halbinsel Chile lebte ein Indianerstamm, dessen Wildheit die Spanier durch nichts brechen konnten. Da sie ihn nicht ausrotten wollten, entschlossen sie sich, Europäer anzusiedeln und dadurch die Indianer zu verdrängen. Da das Klima erträglich war, begann man mit der Ansiedlung, dieser mildereren, menschlicheren, römisch-englischen Form der Ausrottung. Die Regierung brachte friedliche, arbeitsame, verlässlich loyale Niederländer, baute ihnen Häuser, versorgte sie mit Vieh, Saat und Geräten, Schulen und Kirchen, Lehrern und Priestern, mit allem also, was ein Mensch braucht, um Kultur und Zivilisation verbreiten zu können. In einigen Jahren jedoch ging in den friedlichen Niederländern ein wunderlicher Wandel vor. Die Lehrer verjagten sie einfach, in die Kirche gingen sie nicht mehr und als der Priester sich darüber klagte, verprügelten sie ihn und drohten, ihn zu töten. Schliesslich mussten Priester und Lehrer fliehen, auch die von der Regierung eingesetzten Beamten verschwanden eines Nachts. Die Niederländer warfen ihre Kleider ab, liessen die Felder un bebaut, raubten sich gegenseitig die Frauen, jagten den ganzen Tag und führten Krieg gegen die benachbarten Indianerstämme; schliesslich wurden sie beinahe zu Menschenfressern.

Nun, bei den Deutschen im Bakony trat das Gegenteil ein. Sie wurden nicht wild, sondern blieben auch auf diesem rauhen, heidnischen Boden gesittet und mild. Aber auch weich. Hätten sie die Anlage

dazu gehabt, sie wären alle Rebellen geworden, wie Koppány, der Heidenführer.

Den magyarischen Waldbewohner traf ich in seiner reinen und ungetrübten Eigenart nicht mehr. Hie und da sah ich einen Bauern, Jäger oder Schäfer, an dem ich einzelne Züge des Urbewohners entdeckte. Ich erinnere mich da besonders an einen Förster. Er führte mich in ein Tal und zeigte mir dort einen Lindenbaum. Der Baum stand am Berghang zwischen zwei Felsen riesengross, fast sprengte er die Felsen. Dieser Baum schuf sich unter undenkbar schweren Umständen seine Daseinsbedingungen und hatte in herrlicher Höhe eine gewaltige Krone, die selbst im Bakony selten war. Als mir der Förster ihn zeigte, sah ich, dass er für ihn ein besonderes Gefühl hegte. Es war nicht einfach Liebe, Liebe ist nicht das richtige Wort für dieses Gefühl, es ist zu sittsam und weich. Der Förster fühlte Verwandtschaft mit diesem Baume, ja, er betrachtete ihn fast als höheres Wesen. Er verehrte die Linde mit beinahe religiöser Inbrunst, mit der Frömmigkeit eines Heiden. Er sagte etwas und seine Wolfszähne blitzten. Seine Hand war wie eine Wurzel klobig, trocken, knochig, seine Bewegungen die einer Wildkatze, vorsichtig und raubtierartig. Ein gefährlicher und gewaltiger Menschenschlag, kein Wunder, dass ihn die Herrscher in Wien fürchteten. Auch darüber wundert man sich nicht, dass König Matthias sich unter ihnen wohl fühlte. Unweit von hier lebte Paul Kinizsi, von dem erzählt wird, er habe seinem König einen Becher Wasser statt auf einem Teller auf einem Mühlenstein kredenzt. Er war stark wie ein Bär oder wie ein Held Ossians; sein Herz aber war rein und treu wie das eines Kindes. So war auch der urwüchsige Mensch im Bakony, der Linde gleich.

*

Ich sitze auf dem Kőrisberg, dem höchsten Berg des Bakony, und sinne über die Soziologie des Bakonyer Betyaren.

Sage ich Betyar, so denke ich an Jóska Sobri, den grössten unter allen fahrenden Gesellen, den mythologischen Helden. Man weiss bis heute nicht, wer und was er war, wie er eigentlich hiess und wie er endete. Karl Eötvös, der ihm einen langen Aufsatz widmete, schreibt, sein richtiger Name sei Jóska Pap gewesen. Aber es gibt auch andere Vermutungen. Irgendwo im Bakony lebte eine Familie namens Csúzy, wohlhabende Handwerker um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Der eine Sohn, ein echter Bakonyer Wolfsjunge, wollte nicht lernen, war rebellisch, und ging schliesslich durch. Niemand wusste, wo er sich herumtrieb und was er machte. Etwa fünf-

zehn Jahre vergingen, da erschien er wieder und zwar zur selben Zeit, als man vom Tode des berühmten Jóska Sobri zu reden begann. Sonderbar, dass diese beiden Ereignisse zusammenfielen.

Bei einer gerichtlichen Verhandlung, zu der auch ein herkulisch gebauter Hirte mit markanten Zügen vorgeladen war, geschah es, dass der Hirte nicht in dem Sinne aussagte, wie es der Richter gewünscht hätte. Der Richter wies ihn zurecht. Da flammten die Augen des Mannes auf; er verbat sich die Rede, er sei von Adel. Es stellte sich heraus, dass er der verlorene Csúzy-Sohn war. Der Fall erregte grösstes Aufsehen. Aus dem Hirten wurde ein Herr, da ihm eine grosse Erbschaft zufiel; er kehrte in das väterliche Haus zurück und heiratete. Der ganze Bakony hätte damals geschworen, dass dieser Csúzy eigentlich Jóska Sobri gewesen sei. Karl Eötvös ist anderer Ansicht. Er erzählt, man habe den Betyaren erschossen; sein Vater sei Augenzeuge gewesen, als ihm die Gendarmen eine Kugel in den Leib jagten. Er selbst habe auch sein Grab gesehen. Möglich, dass es so war. Wer kann es mit Gewissheit behaupten? Der Fall ist auch heute noch rätselhaft und wird nie gelöst, da die Zeitgenossen längst nicht mehr leben.

Versuchen wir die Sache aufzuklären. Wer war Jóska Sobri? Ein Betyar. Was ist Betyar? Ein Strassenräuber, der eine Bande organisiert, in die Dörfer kommt und von den Reichen seinen Tribut nimmt, sich an der Landstrasse verbirgt, die vom Markt mit voller Börse heimkehrenden Kaufleute überfällt und ausraubt. Er wohnt im Bakony, niemand weiss wo. In irgendeinem Tal, einer Kluft oder Höhle. Er hat Hehler, denen er die geraubten Sachen weitergibt und von denen er Kleidung und Nahrung erhält. Eine Frau oder ein Mädchen aus dem Dorfe ist sein Schatz. Selten bringt der Betyar einen Menschen um, selbst den Gendarmen tötet er ungerne. Lieber entwaffnet, bindet er ihn und lässt ihn dann schmachvoll an der Strasse liegen. Im Bakony nennt man Jóska Sobri nicht „Betyár“, sondern „Wildling“. Dieser Wildling ist ein Mensch, aus dem urhaft das Wolfstemperament hervorbricht, der die Zivilisation abstreift und als Raubtier in den Wald zurückkehrt. Die Menschen vom Bakony verstehen sehr gut, was das ist. Fast in jedem Menschen verbirgt sich hier ein Wolf, der leicht ausbricht, wenn man ihn reizt. Der Betyar oder Wildling hat nichts mit dem Verbrecher gemein. Er ist keineswegs ein verkommenes Wesen, wie der Raubmörder, Pirat oder Dieb. Davon ist keine Rede. Gewiss ist er ein Empörer, aber auch dies nur vom Blickpunkt des zivilisierten Menschen aus, negativ gedeutet. Das Wesentliche ist das Positive: Jóska Sobri ist die menschliche Erscheinung aller ursprüng-

lichen Unzivilisiertheit des Bakonyerwaldes. Dieser Betyar ist der Mensch, in dem sich der Bakony-Mythos verkörpert, daher eine sagenhafte, mythische Gestalt.

Doch ist vor allem etwas wesentliches ins Auge zu fassen. Gegen die Fremdherrschaft, die dem Tode König Matthias folgte, lehnte sich die Nation wiederholt auf. Immer gab es Verschwörungen, Freiheitskämpfe, offene und heimliche Empörungen. Die grössten Erhebungen knüpfen sich an die Namen des Fürsten *Rákóczi* zu Beginn des 18. und des Generals *Görgey* um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Diese Männer organisierten und führten den Krieg gegen die Habsburger. Gewiss verehrte das Volk diese Führer, doch stand es jenen immer näher, die aus seiner Mitte hervorgegangen waren, den „Wildlingen“. Solche waren z. B. der blinde *Bottyán*, oder *Ocskay*, Hauptleute *Rákóczis* oder *Damjanich*, der Unterführer *Görgeys*. Die ungarische Wesensart fand eben in diesen Männern ihre wahren Vertreter. Diese Männer waren schlagfertig, verstanden Spass, spielten dem Gegner manches Stückchen, besaßen Geistesgegenwart, Mut, Mutterwitz, Unternehmungslust, Kampfgeist und vor allem feuriges Temperament.

Nie fühlte sich der Ungar mit dem „Amtlichen“ aufrichtig verbunden. Dem Amtlichen gegenüber verhielt er sich loyal, aber kühl, stets zog ihn sein Herz zur Opposition. Diesen Oppositionsgeist versteht jedoch nur der, der das Einzigartige dieser „Wildheit“ erkennt. Auch die ungarische Dichtung hat solche „wilde“ Dichter, feurige, mutige, gerade Männer. Gerade diese stehen dem Ungarn am nächsten: *Balassi*, *Csokonai*, *Petőfi*. Sie vertreten den ewigen Koppány-Geist, der im Ungartum lebt, den urtümlichen Geist des Bakonyerwaldes.

Eigentlich ist es völlig gleich, ob *Jóska Sobri* ein *Csúzy* war oder *Jóska Pap*, ein Bauernbursche oder ein anderer. Er war ein Betyar, ein Wildling. Weder ein „Strolch“, wie der Deutsche, noch „hooligan“, wie der Engländer sagt, auch kein französischer „Vagabond“. Er hat keine Ähnlichkeit mit *Till Eulenspiegel*, *Robin Hood*, oder *Villon*. Manches lustige Abenteuer erlebt er, erlaubt sich Scherze mit den Menschen, besonders mit den Gendarmen, das Wesentliche seines Charakters aber ist, dass er ein freier Mann, ein „Wildling“ ist. Dabei ist er zuweilen ungemein geistreich, ja auch vornehm und elegant, ein echter Held. Das Volk liebt ihn über alles. In den Dörfern und Gehöften erzählt man sich Geschichten von ihm — er nehme das Geld den Reichen und gebe es den Armen. Verfolgt ihn die Behörde, so zittert die ganze Gegend, das Volk wünscht, es möge ihm gelingen

zu entkommen. Auch die Gendarmen verfolgen ihn nicht wie einen Missetäter, sondern wie ein höchst gefährliches und prächtiges Wild.

Der Bakony ist am besten durch Jóska Sobri zu verstehen; aber man muss noch die „Wildheit“ ins Auge fassen, die in König Matthias lebte: das Abenteuerliche, die Verwegenheit, Jagdlust, Eleganz und Vornehmheit, den Humor und — die Wolfsnatur. Freilich war Matthias mehr als Sobri. Er besass all diese Eigenschaften, aber sie bemächtigten sich seiner doch nicht. Sobri war ein wildes Tal, ein Abgrund, eine Höhle, Matthias dagegen der ganze Bakony, in dem es neben furchterregender Wildheit auch ein Gefilde der Seligen, bezaubernden Glanz gibt.

Langsam gehe ich den südöstlichen Hang des Kab-Bergs hinab, gegen Nagyvázsony. Eigentlich gehe ich nicht, sondern gleite vielmehr. Der Gipfel ist so steil, dass man hinaufklettern und herabgleiten kann. Er ist kegelförmig, und zeigt den ehemaligen Vulkan an. Das Gestein ist Basalt, und es scheint, als könnte man auch an der Vegetation diesen feuerdurchdrungenen Boden wahrnehmen.

Ich wollte durch das Csinger-Tal gehen, aber der Lärm des Bergwerkes nahm mir die Lust. So ging ich geradeaus durch das Gestrüpp und gelangte auf die Berghöhe. Dort fand ich noch den Baum, auf den mich damals die Wölfe jagten, traf ein grosses Rudel Wildschweine und einen prächtigen Hirsch. Man erzählt, das hier früher in den Eichenwäldern grosse Schweineherden weideten. Damals gab es noch das sog. Bakonyer Schwein, das heute bereits völlig ausgestorben ist. Wie man hört, hatte es langes, dunkles Haar, lebte grösstenteils von den Eicheln des Waldes, hatte längere Beine als das Schwein im Alföld, konnte aber nicht so gemästet werden. Angeblich gab man die Züchtung auf, weil der Speck zu fleischig, das Fleisch zu zäh, nicht recht zu kauen war. Die Wildheit übertrug sich selbst auf die Tiere. Auch die Schafe starben hier aus, man weiss nicht warum. Möglich, dass auch in ihnen etwas Wildes, Zügelloses war.

Als ich durch den Wald ging, sah ich, dass auch die Bäume mehr und mehr aussterben. Vor fünfzehn Jahren standen hier noch mächtige Buchen. Wo mochten sie hingekommen sein, wem mochten sie Wärme gespendet haben? — Die Seite von Úrkút ist noch reicher, der Hang gegen Nagyvázsony wird jedoch immer kahler. Man sieht es den Bäumen an, dass sie nicht mehr Urwaldstämme sind, nur Industrieerzeugnisse.

Ein Freund sprach viel von diesem Berghang. Er sagte, man müsste im ganzen Tal, von Veszprém bis Tapolca hinunter die Buchen, Eichen, Eschen ausrodern, und Mandeln, Haselnüsse, Pfirsiche pflanzen.

Dieser Freund gehört zu den modernen Ungarn. Man muss wissen, dass jede ungarische Generation einen eigenen Plan und eigene Methoden zur Rettung der Nation besitzt. Jede Generation betont, die Nation retten zu wollen. Zuweilen wundere ich mich, wie viele Rettungen dieses Land schon ertrug. Einem anderen Volk ist dieser Begriff vollkommen fremd. Ruhm, Reichtum, Macht, Gerechtigkeit — sind natürliche Begriffe. Aber Rettung? Vor wem? Vor was? Nun ja, der Ungar will sein Volk immer retten, als ob es am Rande eines gähnenden Abgrundes stehen würde, oder von einer Seuche heimgesucht wäre. Der eine will durch die Einbürgerung des abendländischen Geistes helfen; der andere die ruhmreiche Vergangenheit zu neuem Leben erwecken; der dritte hat wieder einen anderen Plan. Heute treten die sogenannten Wirtschaftsmänner hervor. Jeder junge Mann ist erfüllt von phantastischen Wirtschaftsplänen, wie man das Tiefland aufforsten oder kanalisieren könnte, wie man den Plattensee auf den Hortobágy versetzen sollte, und die Donau womöglich unter die Tátra. Was man erzeugen müsste, wo, wieviel, wem, warum? Bodenanalysen, Versuche werden vorgenommen, Reis und Baumwolle, bald auch Bananen oder Kaffee gepflanzt. Natürlich nimmt man die Sache ernst, wie es sich auch gehört. Mein Freund also wollte diese zwanzigtausend Morgen Wald ausroden und Mandeln und Haselnüsse anpflanzen.

Ich bleibe stehen und blicke auf dem Hang umher. Vielleicht hat mein Freund doch recht. Dieses heutige Bild ist der Landschaft, des Bodens und des Volkes, das ihn bewohnt, unwürdig. Was geschieht hier? Man rodet die Stämme aus, pflanzt dann neue Bäume an, nach dreissig Jahren wird auch dieser Wald abgeholzt und das Ganze beginnt von vorne. Inzwischen wird das Holz immer schlechter, die Landschaft kahler und hässlicher. Wieviel schöner wäre es, wenn hier Mandelbäume und Haselnussträucher wüchsen. Der Boden des Bakonyerwaldes ist, ebenso wie die Hochebene des Plattensees, dazu wie geschaffen. Unweit von hier liegt *Arács*; wenn dort im April die Mandelbäume blühen, fühlt man sich in der Toscana. Und das Obst ist süß, ölig, geschmackvoll. Dies wäre des Bakonys würdig. Kann er kein Urwald bleiben, so sei er ein Obstgarten.